

**HEYNE <**

## Zum Buch

Die Selbstsicherheit der jungen, ehrgeizigen New Yorker Filmemacherin Jody ist nur Fassade. Dahinter verbirgt sich eine tief verunsicherte, von Selbstzweifeln geplagte Frau. Sie erhält das Angebot, an der renommierten Filmhochschule in Los Angeles zu studieren, was jedoch bedeuten würde, ihre überfürsorglichen Adoptiveltern zurückzulassen. Von diesem Gewissenskonflikt gepeinigt sucht sie die Hilfe der erfolgreichen, glücklich verheirateten Psychotherapeutin Claire. Claire selbst gab in Jodys Geburtsjahr eine uneheliche Tochter zur Adoption frei. Handelt es sich bei Jody um ihr leibliches Kind? Schnell entwickelt Claire trotz aller Professionalität eine wahre Obsession für die so lange verschollene vermeintliche Tochter.

»A.M. Homes ist eine gefährliche Autorin, denn sie sorgt dafür, dass der Leser nicht nur Voyeur ist, sondern sich auch ernsthafte Fragen darüber stellt, was anders hätte sein können, wenn man nur die richtigen Entscheidungen getroffen hätte.« *Washington Post*

## Zum Autor

A.M. Homes schrieb ihren ersten Roman *Jack*, für den sie 1993 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet wurde, im Alter von 19 Jahren. Es folgten mehrere Romane und Kurzgeschichtenbände, darunter auch der Bestseller *Dieses Buch wird Ihr Leben retten*. Sie gehört zu den profiliertesten zeitgenössischen Schriftstellerinnen der USA und hat zahlreiche Auszeichnungen erhalten. Ihre Werke erscheinen in 13 Sprachen. A.M. Homes lebt in New York City. 2010 wird ihr autobiographisches Buch *Die Tochter der Geliebten* im Heyne Taschenbuch erscheinen.

## Lieferbare Titel

*Dieses Buch wird Ihr Leben retten*

*Und morgen sind wir glücklich*

A. M. Homes

# Mein Leben ist wunderbar

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Nadine Mutz

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

(Die Originalausgabe IN A COUNTRY OF MOTHERS  
erschien bei Alfred A. Knopf, Inc., New York

Der Roman erschien in Deutschland im Jahr 1994  
bereits unter dem Titel FREMDE NÄHE



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*München Super* liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 07/2009

Copyright © 1993 by A. M. Homes

Copyright © 2009 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2009

Redaktion: Babette Kraus

Umschlagillustration: © Ed Darack / Science Faction / Getty Images

Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40592-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Substitute me for him,  
Substitute my coke for gin.  
Substitute you for my mum,  
At least I'll get my washing done.

*Pete Townshend*



# **Erster Teil**



# 1

Jody hatte schon angefangen zu wählen, als Harry von hinten seinen dicken Daumen auf die Telefongabel legte.

»Keine Spionageberichte«, spöttelte er.

»Ich wollte mir gerade einen Termin beim Psychiater geben lassen. Du machst mich wahnsinnig.«

»Ich fühle mich geschmeichelt«, antwortete Harry, nahm das 25-Cent-Stück aus der Münzrückgabe und drückte es ihr in die Hand. »Hier, bitte. Versuch's noch mal.«

Jody warf die Münze ein und wählte ein zweites Mal. Als sie sich zu Harry umdrehte, schnitt ihr die kurze Drahtschnur des Telefons in die Kehle. Erst später bemerkte sie das große rote Mal, das das Kabel an ihrem Hals hinterlassen hatte. Als hätte jemand versucht, sie zu erdrosseln. Doch während sie auf das Freizeichen wartete, ignorierte sie den Druck an ihrer Kehle und musterte Harry. Sein fatter Wanst, den er vor sich hertrug, begann am Halsansatz und reichte hinunter bis zu den Knien. Er war aufgedunsen wie ein toter Wal. Die vollen rosaroten Lippen hatten sich mit den Jahren und durch zu viel gespieltes Schmolzen allmählich nach unten gezogen. In ihrer Vorstellung fühlte sich seine Haut kalt und klebrig an.

Als sie schließlich den Signalton von Claire Roths Anrufbeantworter hörte, lächelte sie Harry zu und hinterließ folgende Nachricht:

»Hallo, hier ist Jody Goodman. Ich rufe zum ersten Mal an. Ich habe Probleme mit einer beruflichen Entscheidung.«

Harry machte ein mürrisches Gesicht.

»Barbara Schwartz hat mir Ihre Nummer gegeben. Vielleicht sollte ich mal einen Termin mit Ihnen ausmachen. Tagsüber bin ich leider nicht erreichbar, aber hier ist meine Privatnummer: 555 21 02. Vielen Dank!«

»Du legst dich meinetwegen auf die Couch?«, fragte Harry, nachdem sie eingehängt hatte. »Das ist ja fantastisch!«

»Du bist ein Arschloch«, antwortete Jody laut genug, dass es die umstehende Crew hören konnte.

»Und du, meine Kleine«, sagte Harry mit hochrotem Kopf, »bist ein Engel.« Er drückte ihr einen Kuss auf die Stirn und kehrte ans Set zurück.

Jody warf eine weitere Münze ein und rief im Büro an.

»Michael Miller Productions, bitte bleiben Sie am Apparat.«

»Ich bin's«, sagte Jody. »Ist er da?«

»Einen Moment, bitte.«

Erst war ein Summton zu hören, dann ein Klappern, als Michael Miller den Hörer seines geliebten LEGO-Telefons abnahm.

»Ja?«, sagte Michael.

»Ja? Nicht: Hallo, wie geht's?«, fragte Jody.

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Nachdem sie zwei Jahre lang Michaels Assistentin gewesen war, kommunizierte man inzwischen auf eine derart sparsame Art mit ihr, die nicht mehr als Gespräch zu bezeichnen war.

»Na schön«, sagte Jody. »Wenn man mehrere Millionen Dollar verliert, gehen die kleinen Nettigkeiten natürlich als Erstes flöten. Er weiß übrigens, dass ich mit dir telefoniere. Er hat mich gerade auf die Stirn geküsst. Seine Spucke hängt noch in meinen Haaren. Ich kann sie förmlich spüren.«

»Und abgesehen von dieser Körperverletzung?«

»Er lässt sich Zeit. Alles wird tausendmal wiederholt. Keine Chance, dass er den Drehplan einhält.«

»Halte mich auf dem Laufenden, wenn du kannst. Ich werde versuchen, noch mehr Geld aufzutreiben. Übrigens, was hast du eigentlich mit dem Scheck aus Europa gemacht?«

»Auf das Produktionskonto eingezahlt. Und bevor ich's vergesse, ich glaub, ich bin da auf etwas gestoßen. Ich hab Harry gerade Arschloch genannt, und er ist rot angelaufen.« Sie hängte schnell ein, bevor Michael noch etwas sagen konnte.

»Absperren«, riefen die Produktionsassistenten die Straße hinunter. Binnen weniger Minuten war der Verkehr unterbrochen, Fußgänger wurden hinter Straßensperren gedrängt, und ein gemieteter Polizeiwagen raste mit heulender Sirene durch eine Seitenstraße am ersten Kamerastandort vorbei, fuhr in großem Bogen auf den Broadway, geriet vor einer Scheinwerferwand und einer zweiten Kamera leicht ins Schleudern und kam schließlich mit quietschenden Reifen vor Zabar's Feinkosttempel, dem dritten Kamerastandort, zum Stehen. Ein Schauspieler in Polizeiuniform sprang heraus, öffnete die hintere Wagentür, und eine Frau in einem dicken Wollmantel, gespielt von der legendären Carol Heberton, stieg aus dem Wagen.

»Ist was?« Jody sprach die Zeilen der Heberton stumm mit. »Ich brauche höchstens eine Minute.«

»Schnitt«, schrie jemand in ein Megafon. »Und gleich nochmal, Positionen einnehmen!«

Jody bahnte sich ihren Weg durch die Menge und überschlug im Kopf die Kosten für einen weiteren Take. Filme verschlangen viel Geld, jeder Handgriff kostete ein Vermögen.

Als sie sich bückte, um unter einer Absperrung hindurchzuschlüpfen, wurde sie von einem echten Polizisten aufgehalten. »Sie werden die Straße wohl da drüben überqueren müssen.«

»Ich glaube nicht«, antwortete Jody und ging weiter.

Der Polizist packte sie an der Schulter und hielt sie fest, bis ihr

ein Produktionsassistent zu Hilfe kam. »Alles in Ordnung, lassen Sie sie durch«, sagte er. »Sie gehört dazu.«

Jody klopfte sich den Staub von der Hose.

»Harry sucht dich«, teilte ihr der Assistent mit. »Er hat durch irgendein Walkie-Talkie nach seinem Mädchen gebrüllt.«

»Na, toll!«, sagte Jody und warf einen Blick zurück in die Menge der Schaulustigen. Das Ganze war einfach nur lächerlich. *Michael Miller Productions* – alias *Unbedeutende Filme*. Sie hatte sich auf die Stelle beworben, weil sie hoffte, etwas über die Branche zu lernen, bevor sie ihre Karriere als Filmemacherin in Angriff nahm. Doch in den zwei Jahren, die sie jetzt bei der Firma war, hatte Michael nichts anderes getan, als Geld zusammenzukratzen. Damit sich der gute alte Harry Birenbaum, Schöpfer vielschichtiger, überwältigender, pseudoeuropäischer Liebesfilme, mal an etwas anderem versuchen konnte, an einem Film mit kommerziellem Potenzial, mit dem Michael das ganze Geld, das er sich geliehen, erbettelt oder anderweitig aufgetrieben hatte, idealerweise wieder reinholen würde. Wenn die Sache schief lief, würde aus *Michael Miller Productions* wahrscheinlich *Michael Miller Gossenreinigung* werden.

Ein Obdachloser tauchte wie aus dem Nichts auf und rannte zum Cateringstisch. Jody sah zu, wie er Bananen, Orangen und Äpfel in seine Armbeuge stapelte. Ein Techniker kam hinzu und scheuchte ihn weg. »Und lass dich hier ja nicht mehr blicken!«, rief er ihm nach. Die letzte Orange fiel herunter, hüpfte über den Gehweg und rollte auf die Straße.

Michael hatte Jody überredet, während der New Yorker Außenaufnahmen für Harry zu arbeiten. Er hatte es ihr als einmalige Gelegenheit verkauft, einen großen Meister in Aktion beobachten zu können. Bisher hatte sie jedoch nur eins gelernt: dass sie sich an der Uni in Los Angeles für Jura hätte einschreiben sollen, nicht für Film.

Jody klopfte an Harrys Wohnwagentür, die zum Schutz vor Autogrammjägern das Schild GARDEROBE trug.

»Herein!«, rief Harry.

Die Tür flog auf und Harrys Assistent Karl schoss wie von einer Kanone geschossen heraus.

Harry selbst saß seitlich am Tisch, er war zu dick, um gerade dasitzen zu können. »Hereinspaziert«, sagte er. »Du kommst gerade recht zum Mittagessen.«

Jody sagte nichts.

»Na los, komm rein. Und lass die Tür nicht einfach so offen stehen. Es könnte mich jemand sehen.«

Jody kletterte in den Wohnwagen und setzte sich Harry gegenüber in die Essecke.

»Was meinst du: A oder B?« Er zielte mit der Fernbedienung auf einen Monitor, der in die Wand eingelassen war, und ließ zwei Versionen einer Szene laufen, die sie am Tag zuvor gedreht hatten. Die erste Version war absolut unauffällig, annehmbar, aber langweilig, jedenfalls nichts, was eine Oskarnominierung verdient hätte. Die zweite Aufnahme war typisch Harry, so dicht, dass die Bilder geradezu aus dem Apparat drängten. Anstatt Carol Heberton aus der Halbtotalen sah man nur ihr linkes Auge. Eine fast unmerkliche Veränderung ihrer Pupille, eine geringfügige Weitung verriet, dass sie – bewusst oder unbewusst – etwas bemerkt hatte. Bekanntes und Unbekanntes gegeneinander auszuspielen war Harrys Stärke.

»A oder B?« Er ließ nicht locker.

Sie hatte keine Lust zu antworten. Harry mochte zwar einer der großen Regisseure sein, aber er gab sich einfach zu lässig. Seine letzten drei Filme hatten ein Vermögen geschluckt, sein Probenstil und die ständigen Wiederholungen waren so teuer, dass die Produzenten einen großen Bogen um ihn machten. Trotzdem war er kein Filmmacher, den man sich für einen Actionfilm vorstellen konnte.

»Schätzchen«, sagte er, »du willst Regisseurin werden? Regisseure treffen Entscheidungen.«

»B«, sagte Jody.

»Und warum?«

»Die zweite Version baut Spannung auf, sie drückt mehr aus, ohne zu viel zu verraten. A ist zu langatmig, im Hintergrund passiert zu viel, das lenkt ab.«

»Eine glatte Eins, meine Kleine. Weißt du, was der Junge gesagt hat, der gerade hier war?«

Jody schüttelte den Kopf. Der Junge war mindestens vierzig.

»Er hat A gesagt, weil Carol in B alt aussieht. Aber sie ist alt. Seit Wochen versuche ich, sie genauso aussehen zu lassen, und am Ende beschwert er sich. Alt ist doch schön, oder?«

»Bezaubernd«, murmelte Jody und stand auf.

»Das ist doch hier kein Schönheitswettbewerb«, sagte Harry.

Es klopfte an der Wagentür. Karl kam herein und stellte ein riesiges Tablett mit Essen mitten auf den Tisch.

»Das ist erst mal alles«, sagte Harry.

Nachdem Karl verschwunden war, wandte sich auch Jody zum Gehen.

»Du wirst mich doch wohl nicht allein essen lassen?«, fragte Harry.

Jody zuckte die Achseln und log: »Ich bin kein großer Esser.«

»Aber ich.«

Jody setzte sich wieder hin und sah Harry zu, wie er staubsaugerartig sein Mittagessen aufsaugte. Dabei dachte sie über ihr Leben nach, über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Sie malte sich eine Aufnahme mit Kamerakran aus, die im Wohnwagen begann. Wie Harry auf irgendwelchen nicht identifizierbaren Knöchelchen kaute – von einem Küken, einem Lamm oder einem Kind. Wie die Kamera dann nach oben durch das Dachfenster fuhr, mit Schwenk auf das Geschehen am Set

draußen: Techniker, die mit Scheinwerfern und Klebeband hantierten, der Kameramann mit seiner Kamera auf dem Dolly, der Dollyfahrer, der den Kamerawagen auf Schienen vor- und zurückfuhr, die Heberton, die unermüdlich ihren Text wiederholte, Passanten, die sich vor der Absperrung drängten, um besser sehen zu können. Dann schwenkte die Kamera weiter und zeigte Michael in seinem Büro, wie er über Zahlen brütete, und noch weiter, eine Luftaufnahme von Manhattan, dann New York aus der Ferne und zum Schluss die ganze Erde von hoch oben aus dem Weltraum.

Als Harry fertig war, war Jody speiübel, teils wegen des Anblicks, des feisten Kerls mit Mayoflecken in den breiten Mundwinkeln und einem großen gelben Senfleck quer über der Wange, teils wegen des beklemmenden Gefühls, das von ihren eigenen Gedanken ausging. Wie kam sie bloß auf die Idee, sich in einer Branche behaupten zu wollen, in der das Erfolgsrezept offenbar zu gleichen Teilen aus Arroganz, Arschigkeit und hemmungsloser Genialität bestand? Und sie hatte nicht mehr zu bieten als Neugier und ihre eigene kleine Vorstellung von der Welt. Als Karl mit einer großen Kanne Kaffee und einem Tablett mit Keksen zurückkehrte, kippte Jody hastig vier Tassen hinunter, stopfte sich ein Dutzend Kekse in den Mund und verbrachte den restlichen Nachmittag damit, sich auf ein sehr hohes Gebäude zu wünschen, von dem sie herunterspringen konnte.

## 2

Die Pause zwischen zwei Patienten nutzte Claire für ein Nickerchen auf der Couch in ihrer Praxis. Etwas riss sie aus dem Schlaf – vielleicht ein Traum, das Klingeln des Telefons oder die Stimme der jungen Frau auf dem Anrufbeantworter. Was es auch war, es schlug ein wie ein Blitz, und sie hatte das Gefühl, als wäre sie wie durch einen plötzlichen Stromschlag in die Vergangenheit und wieder zurück katapultiert worden.

Sie setzte sich auf, überzeugt, dass etwas Schreckliches passiert sein musste. Hätte sie nicht auf eine Patientin gewartet, wäre sie nach Hause gefahren, um ihre Kinder nach Krankheitssymptomen abzusuchen. Sie hätte sie aufgefordert, den Mund weit aufzumachen und »Ah« zu sagen, während sie mit einer Taschenlampe hineinleuchtete. Sie hätte ihnen die Hand auf den Rücken gelegt, das Ohr an die Brust gedrückt und sie tief durchatmen lassen. Stattdessen ging Claire zu ihrem Schreibtisch und rief zu Hause an.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sie sich bei Frecia.

»Adam und ich backen gerade Plätzchen, Jake sieht fern«, antwortete die Haushälterin mit ihrem beruhigenden Singsang in der Stimme.

»Lassen Sie ihn bloß nicht zu nah an den Ofen. Er guckt immer so gern rein.«

»Sein Kopf wird schon nicht anbrennen«, sagte Frecia entschieden. Sie war seit vielen Jahren bei Claire. Diese Anrufe war sie gewöhnt.

An der Tür zum Wartezimmer klingelte es.

»Sam hat angerufen und gesagt, dass er nicht vor elf nach Hause kommt«, sagte Frecia.

Es klingelte noch einmal. Der Ton erinnerte Claire an die Luftangriffssirenen in der Grundschule, den Probealarm jeden ersten Mittwoch im Monat, von elf bis elf Uhr drei, jeden Monat, jahrelang, und doch kam er jedes Mal wieder überraschend. Sie blickte aus dem Fenster. Eine Frau mit Kinderwagen ging über die Straße. Die Ampel schaltete um, und ein Bus setzte sich in Bewegung, um die Kreuzung zu überqueren. Claire hielt den Atem an, bis die Frau und der Kinderwagen wohlbehalten die andere Straßenseite erreicht hatten.

»Mein Vieruhrtermin wartet«, sagte sie zu Frecia. »Bis nachher.« Claire drehte den Lautstärkeregler des Anrufbeantworters auf null und bat die Patientin ins Sprechzimmer.

Erst als sie ihren Sechsuhrtermin begrüßte, fiel ihr wieder ein, dass während ihres Mittagschläfchens das Telefon geklingelt hatte. Sie versuchte sich auf die Patientin zu konzentrieren, doch ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dem Anruf zurück. Die Stimme war ihr irgendwie vertraut vorgekommen.

»Es ist so wunderbar, dass Sie einfach nur dasitzen und mir zuhören«, sagte die Patientin. »Sie verurteilen mich nicht. Das mag ich an Ihnen. Vielen Dank.«

Die Patienten bedankten sich ständig bei Claire, erzählten ihr, wie wunderbar sie sei und wie sehr sie ihnen geholfen habe. Sie wusste das zwar zu schätzen, aber im Grunde zählte es nicht. Letztlich dankten sie nicht Claire, sondern einem Teil von ihr, den sie selbst als klein und unbedeutend empfand. Sie dankten ihrer Vorstellung von Claire. Wenn ihre Patienten sie wirklich kennenlernen würden, dachte sie, würden sie nicht mehr wiederkommen.

Sie lächelte nur und nickte. »Bis Donnerstag«, sagte sie nach fünfzig Minuten und begleitete die Patientin zur Tür.

Als sie wieder allein an ihrem Schreibtisch saß, drückte sie die Wiedergabetaste des Anrufbeantworters und lauschte.

»Hi, wie geht's?« Es war ihre Freundin Naomi. »Haben wir für Samstag Theaterkarten? Wenn du einen Babysitter hast, sollten wir die Kleinen vielleicht bei dir lassen – zwei zum Preis von einem.«

Claire spulte bis zur nächsten Nachricht vor.

»Hallo, hier ist Jody Goodman. Ich rufe zum ersten Mal an. Ich habe Probleme mit einer beruflichen Entscheidung. Barbara Schwartz hat mir Ihre Nummer gegeben. Vielleicht sollte ich mal einen Termin ausmachen. Tagsüber bin ich leider nicht erreichbar, aber hier ist meine Privatnummer: 555 21 02. Vielen Dank!«

Claire hörte die Nachricht noch einmal ab und schrieb Wort für Wort mit. Seit einigen Jahren, seit sie einen Anrufbeantworter hatte, hielt sie jede Nachricht ihrer aktuellen und angehenden Patienten schriftlich fest. Ihrer Meinung nach steckten die Nachrichten voller Hinweise: Was die Anrufer sagten oder nicht sagten, ihr Tonfall, die Art, wie sie mit dem Anrufbeantworter umgingen. Sie hatte nie jemandem davon erzählt. Die Transkriptionen wären doch nur als typische Marotte eines Seelenklempners aufgefasst worden.

So aufmerksam sie auch zuhörte, in den Sitzungen hatte Claire oft den Eindruck, als bekäme sie überhaupt nichts mit. Die Aufzeichnungen vermittelten ihr wenigstens das Gefühl, sich mit etwas befasst, etwas greifbar gemacht zu haben. Wäre sie sich des Einverständnisses ihrer Patienten sicher gewesen, hätte sie die Sitzungen mitgeschnitten. Allerdings hätte sie dann ganze Berge von Aufnahmen in einem verschließbaren Schrank aufbewahren müssen. Und was hätte sie nach Beendigung der Thera-

pie mit den Bändern tun sollen? Sie den Patienten zurückgeben? Oder hätte man von ihr erwartet, die Aufnahmen zu löschen, so als hätte es die Person nie gegeben?

Sie wählte Jody Goodmans Nummer. Am anderen Ende der Leitung schaltete sich der Anrufbeantworter ein, und Claire wollte gerade eine Nachricht auf Band sprechen, als jemand abhob. »Hallo?«

»Ich würde gerne mit Jody Goodman sprechen«, sagte Claire.

»Das bin ich.«

»Hier ist Claire Roth, Sie haben bei mir angerufen.«

»Oh, guten Tag!«, antwortete Jody. »Tut mir leid, wenn meine Nachricht ein bisschen seltsam klang, aber mein Boss saß mir im Nacken. Im wahrsten Sinne des Wortes.«

Claire sagte nichts.

»Ich glaube, ich sollte mir mal einen Termin geben lassen«, fuhr Jody fort.

»Würden Sie mir sagen, warum?«

»Studium«, sagte Jody.

Eine klare Antwort. Sie hatte keine gepunkteten Elefanten den Broadway hinuntergehen sehen. Ihr Freund hatte nicht gedroht, sie umzubringen, und käme in einer Minute vom Pizzaholen zurück. Mit anderen Worten, es war kein Notfall. Claire entspannte sich. Sie hasste es, sich mit Fremden zu unterhalten.

»Woher kennen Sie Barbara Schwartz?«, fragte Claire.

»Sie war meine Therapeutin.«

»Wie lange ist das her?«

»Zwei Jahre. Bevor ich nach New York kam.«

»Möchten Sie gleich morgen vorbeikommen? Um halb eins hätte ich noch einen Termin frei.«

»Ja, das müsste klappen.«

»Also bis morgen«, sagte Claire und legte auf.

Sie blätterte in ihrem Rolodex, suchte die Nummer von Barbara Schwartz heraus und fing an zu wählen, hielt dann aber inne. Eigentlich wollte sie sich gar nicht von fremden Eindrücken beeinflussen lassen. Wenn sie mit Barbara sprechen musste, war dafür später noch Zeit.

Barbara Schwartz. Immer wenn die Vergangenheit die Gegenwart einholte, wurde Claire nervös. Den ganzen Tag konnte sie beobachten, was die Erinnerung für die Menschen bedeutete. Sie war nichts als ein Tummelplatz für schlechte Gefühle, eingefrorene Augenblicke der schlimmsten Sorte, wieder und wieder bearbeitet, bis sie so glatt und hart waren wie Meerglas. Wenn es Claire schlecht ging, versuchte Sam sie mit den Worten aufzumuntern: »Geschehen ist geschehen. Sieh es mal so: Wenn du könntest, würdest du es anders machen. Das geht jedem so.« Claire nahm es hin. Sie nahm das, was geschehen war, mit einer Ergebenheit hin, die mehr oder minder von ihr erwartet wurde. Es gab keinen Grund, darüber zu diskutieren. Geschehen ist geschehen. Es ließ sich nicht mehr rückgängig machen.

Barbara Schwartz, zugezogen aus Tucson, Arizona. »Die einzige Jüdin im Westen«, so nannte sie sich. 1967. Klein-Barbie in Baltimore, mit braunem Kraushaar, blond gefärbt. Ein Reihenhaus, das in einzelne Wohnungen aufgeteilt worden war: Im Erdgeschoss Barbara, die junge Sozialarbeiterin mit ihrem ersten richtigen Job, im ersten Stock die deprimierte Claire. Bararella Schwartz, die sich für ihre Dates von Claire die Kaschmirpullover borgte. Claire war es egal, dass sie meistens fleckig oder mit Zigarettenlöchern zurückkamen. Wenn ihr Pulli zu einem Rendezvous ging, so galt das irgendwie auch für Claire. Sie saß vor dem Fernseher und wartete darauf, dass ihr Pulli nach Hause kam. Wenn er wieder da war, räumte Claire den Kühlschrank aus und brachte alles ans Bett, und sie und Barbara legten sich hin, sahen sich irgendeinen Spätfilm im Fernsehen an und zogen

über die Männer her. In einer dieser Nächte hätte Claire Barbara fast ihr Geheimnis anvertraut – das Schlimmste, was sich über einen Mann sagen ließ, der Grund, warum sie in Baltimore war. Aber am Ende hatte sie doch gekniffen, aus Angst, die Geschichte könnte ihre Freundschaft zerstören.

Baltimore war über zwanzig Jahre her. Claire war fast ein Jahr vor Barbara hingezo-gen und zwei Jahre länger geblieben. Die ganze Zeit, vier Jahre lang, hatte sie in dieser Wohnung gekauert und insgeheim gehofft, dass das Geschehene irgendwie von allein wieder ungeschehen würde. Wenn sie nur lange genug ausharrte.

Es war das Jahr 1966. Claires Vater war aus ihrem modernen Vorstadthaus in Virginia gestürmt und hatte gebrüllt: »Es muss etwas geschehen! Das kann so nicht weitergehen!«, während Claire auf ihrem Doppelbett lag und die weiß lackierten Möbel anstarrte, zum letzten Mal ein Kind. Sie malte sich aus, wie ihr Vater zum hiesigen Tierarzt ging und dafür sorgte, dass man sie einschläferte. Sie stellte sich vor, dass sie nie erleben würde, wie es war, alt zu werden. Claires Mutter kam herein, begann schweigend, ihre Sachen zu packen, und legte als Geschenk auch ein paar Kleider von sich dazu. Als ihr Vater zurückkam, folgte Claire ihrem Koffer zum Auto, und sie fuhren schweigend davon. Es war bereits dunkel, als der Wagen vor dem Haus in Baltimore hielt. Baltimore hätte genauso gut auf dem Mond sein können, es wäre Claire nicht fremder vorgekommen. Ihr Vater trug den Koffer die Treppe hoch, schloss die Wohnungstür auf und warf die Sachen hinein. »Hier«, sagte er und überreichte ihr die Schlüssel und einen Umschlag von der Bank. »Sieh zu, dass du damit hinkommst. Wir können uns so was nicht leisten.«

Ihr Vater fuhr davon, und Claire stand am Fenster und blickte ihm nach, fassungslos.

Soviel sie wusste, hatten ihre Eltern niemandem davon er-

zählt. Sollte jemand Fragen stellen, hatte ihre Mutter einmal erklärt, würde sie einfach sagen: »Sie studiert auf dem Goucher College Englische Literatur«, was Claire liebend gern getan hätte, hätte das Goucher nur schwangere Studentinnen angenommen.

Claire wollte gerade ihre Jacke anziehen und nach Hause gehen, als das Telefon klingelte.

»Ich weiß, wir sehen uns am Samstag, aber wie wär's, wenn wir uns heute Abend zum Essen treffen?«, erkundigte sich ihre Freundin Naomi. »Ich hab schon bei dir daheim angerufen, und Sam kommt erst spät.«

»Ich war den ganzen Tag nicht zu Hause«, erwiderte Claire.

»Auf eine Stunde mehr oder weniger kommt's dann auch nicht mehr an.«

Die goldene Stunde, für Trauma-Patienten eine Frage von Leben und Tod. »Also gut«, sagte Claire. »Ich bin in zehn Minuten da.«

Es war nicht nötig, einen Treffpunkt zu vereinbaren. Sie gingen immer in dasselbe italienische Café in der Thompson Street.

»Meine Familie treibt mich in den Wahnsinn«, begann Naomi.

Claire hatte es ihr nie erzählt, aber Naomi war ihr Alter Ego. Sie tat und sagte all das, was Claire nur dachte.

»Am liebsten würde ich abhauen«, fuhr Naomi fort. »Einfach tschüss sagen, Tür zu und weg. Manchmal sehe ich Roger an und frage mich, warum. Warum habe ich mir das angetan? Warum habe ich ihn geheiratet? Er ist wie ein viertes Kind. Wäre ich allein geblieben und hätte ein Baby adoptiert, dann hätte ich wenigstens abends meine Ruhe. Es gibt kein Entrinnen. Entweder hab ich die Kinder am Hals oder ihn.«

Claire nickte. Sie wickelte ein paar Spaghetti auf ihre Gabel und schob sie sich in den Mund. Sie lächelte.

»Ich kann nirgends auch nur eine Minute alleine sein. Es ist schon so weit, dass ich mich in der Küche verstecke. Ich bleibe die ganze Nacht am Herd und brenne absichtlich Sachen an, damit sie fürchterlich stinken und alle fernbleiben und ich mal meine Ruhe habe.«

»Kein gutes Zeichen«, sagte Claire und tupfte sich die Marinara-Soße von den Lippen. »Warum fährst du nicht einfach mal übers Wochenende weg?«

»Allein?«

»Warum nicht?«

»Und was mache ich dann? Mit wem soll ich dann reden? Am Ende würde ich doch nur im Hotelzimmer bleiben.«

»Fahr mal raus aus der Stadt, nimm dir irgendwo ein Zimmer, oder fahr an den Strand. In Montauk gibt es ein Wellnesszentrum, lass dich massieren, gönne dir eine Kräuterschlammpackung.«

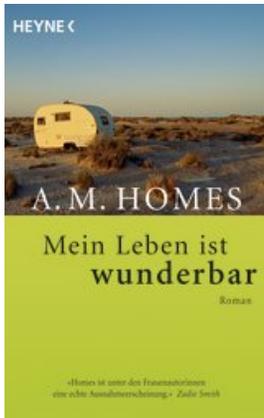
Am Nachbartisch stritt sich ein Paar über etwas unglaublich Dummes. Beide wollten unbedingt recht behalten und setzten damit ihre Beziehung aufs Spiel. Während sie auf ihren Nudeln kaute, begriff Claire, dass es hoffnungslos wäre, wenn sie sich jetzt umdrehte und ihnen einen Vortrag hielt.

»Ohne das Thema wechseln zu wollen ... kann ich dich mal was fragen?«

Claire nickte.

»Wie kriegst du eigentlich deine Frisur so hin?«, wollte Naomi wissen. »Irgendein heidnischer Trick?«

Claire befühlte ihr Haar, das sie zu einem Knoten hochgesteckt hatte. »Nur ein paar Haarnadeln«, sagte sie. »Kann ich dir ja bei Gelegenheit mal zeigen.«



A. M. Homes

## **Mein Leben ist wunderbar**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40592-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2009

Jody Goodman möchte Karriere machen. Doch ihr erster Job als Assistentin lässt sie plötzlich an ihrem Traumberuf zweifeln. Was läge für eine New Yorkerin da näher als der Besuch beim Seelenklemper? Und so landet Jody bei der renommierten Psychotherapeutin Claire Roth. Was Jody nicht ahnt: Claire ist selbst hochneurotisch. Als Jody ihr erzählt, dass sie adoptiert wurde, verliert Claire endgültig jeden professionellen Abstand zu ihrer Patientin ...



**Der Titel im Katalog**